

26. Im Herzen von Licht und Finsternis

Wie können wir diese Nähe von Leben und Tod verstehen? Ganz einfach und umgekehrt: Verstehen und Denken überhaupt schaffen wir nur aus dem Gespür für die Verwobenheit von Leben und Tod, von Lebenstrieb und Todestrieb, von Eros und Thanatos, von Gut und Böse. Die menschlichen Kulturen sind wesentlich auf dem Wissen um die Vergänglichkeit des Lebens und dem produktiv-sublimierenden oder dem potenziell destruktiven verdrängenden Umgang mit diesem Wissen aufgebaut. Ist das Denken jedoch zu sehr auf das Tote und Mörderische gerichtet oder aus dem Todestrieb gespeist, so stockt es: Das ist mir besonders klar geworden, als ich dem Gedankengang der niederländischen Soziologin Christien Brinkgreve über *das Rätsel von Gut und Böse* folgte: »het denken stopt« oder »hun denken stokte« (Brinkgreve 2018, S. 121), schreibt sie ein ums andere Mal in stets neuen Variationen, wann immer sie versucht, ihren soziologisch und psychoanalytisch geschulten Blick direkt ins Herz der Finsternis zu richten, beispielsweise auf Suizide oder auf die Konzentrationslager und deren Umfeld. Vor allem aber zeigt sie, wie viel mehr wir mit einem durch Lebenserfahrung bereicherten und wirklich lebendigen, in diesem Fall weiblich getönten Blick sehen können. In ihrem späten Meisterwerk geht sie als frei schwebende Intellektuelle in die Gegenübertragung zur Welt, in gleichschwebender Aufmerksamkeit immer neue Facetten des Wechselspiels zwischen Lebenskraft und Zerstörungssucht entfaltend, diesen fast ineinsfallenden Gegensätzen, diesen feinen, aber entscheidenden Unterschieden, denen sie stets variierende Namen gibt.

Woher aber die große Anziehungskraft des Bösen und Tödlichen, der auch diese Autorin sich nicht ohne weiteres entziehen kann, wo doch stets das Denken im Angesicht absoluter Finsternis erblindet und stockt? Die Anziehungskraft des Bösen ist groß, schreibt sie bei einem bilanzierenden Zwischenstopp in ihrem Gedankengang, »meine Aufmerksamkeit ist stärker zu den destruktiven Kräften gegangen als zu den vitalen. Gibt es über die Lebenskraft weniger zu sagen? Stellt uns die Negativität vor ein größeres Rätsel« (Brinkgreve 2018, S. 131)?

Hier spricht viel für den Gebrauch eines anderen Bildes: Die Anziehungskraft der Negativität als eines Vakuums, in welchem es nichts mehr zu denken gibt. Wir werden angesaugt, doch dann stocken Denken und Blick: hinter Wahnsinn und Hölle, jenseits der abgefeimten Banalität des Bösen, gähnende Leere. Bei Hitlers Tischreden sollen manche seiner Vasallen eingeschlafen sein, obwohl das Risiko, in Ungnade zu fallen, sie eigentlich hätte wachhalten sollen.

Den Schlüssel für beide Kräfte, für Lebens- und Todestrieb, sehe ich mit Christien Brinkgreve im Kontakt oder seiner Abwesenheit, manchmal im Wackelkontakt. Vielleicht sollte man eher sagen: in der Berührung oder ihrem Fehlen; das Abschneiden von Verbindungen durch

Zerstörung, Desintegration, aber auch durch innerliche Leere, seelischen Tod; demgegenüber die heilende Kraft von Verbindungen mit Menschen und Tieren in Sorge, Freundschaft und Liebe, mit Sphären wie der Natur, der Musik, der Literatur, dem Denken, andeutbar in Begriffen wie Berührtsein, Vitalität, Energie, Kreativität, dem schaffenden Vermögen. Menschen sind sowohl zum Guten wie zum Bösen geneigt. Freud sah diese als Triebe, die jedem Menschen innewohnen. Welche Neigung aber gewinnt und wie diese Triebe geformt werden, ist gesellschaftlich eingebettet in die jeweilige Kultur, ausgebildet im sozialen Umfeld, in Familie, Freundschaften, Schule, Hochschule, Produktions- und Arbeitsverhältnissen, Staatsformen und nicht zuletzt in der einzigen lebenslangen sozialen Beziehung, jener zur eigenen Person (ebd., S. 131).

Bions *Angriffe auf Verbindungen* repräsentieren die intrapsychische Ebene dieser Ausprägung des Todestriebes.

Eine besonders sensible Dynamik des Angriffs auf Verbindungen zeigt sich im psychischen und sozialen Vorgang der Spaltung, im Diabolischen, der im Symbolischen manchmal wieder aufgehoben werden kann – oder aber in der destruktiven Wiederkehr des Abgespaltenen zementiert wird. Einige Beobachtungen Brinkgreves zur Spaltung zwischen Lebens- und Todeskräften, die für sich genommen als nur kleine Mosaiksteinchen erscheinen mögen, fügen sich zu einem eindrucksvollen Mosaik: Die Abspaltung des Abtötenden neigt zu dessen Verstärkung, seine Einbeziehung gibt dem Leben Farbe.

Wir leben noch nicht lange im Zeitalter der durch Menschen machbaren Zerstörung der Erde, sei es durch Hass und Waffen, sei es durch ökologische Selbstvernichtung. Die Vernichtung des eigenen Habitats, keine andere Tierart scheint das zu tun. Ist unser Gleichgewichtssinn gestört? (ebd., S. 139 ff.) Brinkgreve berichtet von einem Kongress über den Zusammenhang von Klima und psychischer Gesundheit, über die Scham, die sie während der Tagung gegenüber den folgenden Generationen wegen unseres vernichtenden Lebensstils fühlte. Sie erlebt das Pendeln der Diskussionen wie ein Musikstück, mit wagnerianischen Klängen von Unheilspanthetik einerseits, praktischen Handlungsideen andererseits, zwischen den Kontinenten von Untergang und Tatendrang. In den Klängen, die nachhallen, hört sie jedoch einen Ton, der tagsüber weggefallen, nicht bewusst hörbar war: eine fast lustvolle Art, mit der die Untergangsszenarien ausgebreitet wurden. War das der Todestrieb, fragt sie sich? Oder sogar die Vermischung von Eros und Thanatos in Gestalt der Untergangslust? (ebd., S. 144).

Eine andere Tagung, eine andere Großgruppenerfahrung, ein weiterer Kontakt mit dem eigenen und dem kollektiven Unbewussten. Die Historikerin Selma Leydesdorff berichtet über ihre Gespräche mit Nachkommen von Schlachtopfern des Vernichtungslagers Sobibor. Sie erzählt, wie die Kinder nicht so genau wissen wollten, wie es mit ihren Eltern zu Ende

gegangen ist, wie ihr Denken zum Stillstand kommt, ihre Fragen stagnieren. Wie manche das Ende ihrer Eltern in der Phantasie an einen weniger schrecklichen Ort verlegen; wie bei einer Frau langsam die Wahrheit in ihr Bewusstsein dringt und doch nicht wirklich durchdringt: aber dann kommen stattdessen die Alpträume, Nacht für Nacht (ebd., S. 121). Nach dieser eindrucksvollen Geschichte legt sich eine schwere Stille über den Kongresssaal, die niemand zu durchbrechen wagt. Trotz mehrfacher Aufforderung seitens der Veranstalter wird keine einzige Frage gestellt. Auch unsere Berichterstatterin, die eigentlich etwas fragen wollte, konnte es nicht; es war, als sei die Luft zu schwer gewesen. Sie hätte gern wissen wollen, wieviel Wahrheit ein Mensch ertragen kann. Wann muss man die Grenzen des Nichtwissenwollens respektieren? »Die Stille blieb hängen, es herrschte eine Reglosigkeit im Publikum, als ob auch dessen Denken stockte« (ebd., S. 121, Übersetzung HPW).

Die Stille löste sich erst, als der folgende Sprecher das Podium betrat, der Ethologe Frans de Waal, mit seiner aufweckenden Botschaft über die Kraft der Empathie. Er erzählte, wie er über viele Jahre seine Wahrnehmung auf die Aggression unter Affen ausgerichtet habe, wie er es von seinen Lehrmeistern Lorenz und Tinbergen gelernt hatte. Aber dass er bei seiner Arbeit im Tierpark auch anderes sah: wie ein Affe die Hand nach dem anderen ausstreckte, behutsam und hilfsbereit war, er sah tröstendes und sorgendes Verhalten. Die Atmosphäre im Saal hellte sich auf, die Beklemmung aus dem Sobiborvortrag löste sich, es kamen viele Fragen, welche der Referent kundig und munter beantwortete. Unsere Berichterstatterin bleibt auf der Frage sitzen, wie die beiden Vorträge zu verbinden seien, sie versucht eine Spaltung zu überbrücken, aber sie bringt es wieder nicht über sich, zu fragen, kann die erleichterte Stimmung nicht stören. Anscheinend kann der Aggression der unbewussten Spaltung nicht mit einem einfachen Gegenangriff begegnet werden, es ist offenbar Behutsamkeit gefragt. Sie denkt nur im inneren Zwiegespräch mit sich selbst an das Biotop, im dem Menschen leben, mit all den Ingredienzien von Machtunterschieden, Unterdrückung, Verwahrlosung, Angst, an die Dämonisierung der anderen. An die Plötzlichkeit, mit der sich Empathie verengen und in Desidentifizierung umschlagen kann; dann werden Menschen zu Objekten, Dingen, und – es ist ein fließender Übergang – zu Ungeziefer, das vertilgt werden muss. Aber auch sie weiß die Beobachtungen des Tierforschers über Zusammenarbeit und gegenseitige Fürsorge zu schätzen und vor allem die Korrektur, die er an seinen Lehrern vornimmt, die ihre Wahrnehmung so sehr auf Aggression ausgerichtet hatten. Die anderen können nicht nur die Hölle sein, sondern auch ein Lebensquell. Selbst in den Vernichtungslagern, im tiefsten Abgrund der Finsternis, gab es kleine Zeichen von Empathie, Mut und gegenseitiger Hilfe, die von der Totalität der systematischen Vernichtung zumeist erschlagen werden (ebd., S.122 ff). Es gab und gibt

Augenblicke richtigen Lebens im Falschen. Es kommt darauf an, mit beiden Augen zugleich zu sehen und weder die Kräfte der Zerstörung noch die schaffenden Kräfte in und um uns zu unterschätzen. Es geht um mehr Berührung mit den eigenen Trieben, anderenfalls droht die Gefahr des Abtötens des vitalen Teils im eigenen Selbst, von Eros (ebd., S. 109). Aber es geht auch um den Kontakt mit Thanatos, dem Todestrieb, den destruktiven und den leblosen Teilen des eigenen Selbst, sonst droht die Gefahr, dass dieser dunklere Bereich nach außen, auf Andere, Fremde, Anderes, projiziert wird, in ewigem Vernichtungshunger. Und könnte nicht schließlich die vorsichtige Anfreundung mit dem Trieb zur Auflösung uns über die letzte Schwelle helfen, wenn die Schmerzen großzügig bekämpft werden und uns die Liebe anderer hilft? Ich denke hier an Christien Brinkgreves Erzählung vom Sterben ihres Bruders. Bei dieser Erinnerung wie in ihrem ganzen Buch erlaubt sie sich und den Lesern das Erleben sehr starker Gefühle. Sie transzendiert entschieden den üblichen akademischen Verhaltensstandard rigider Affektkontrolle bei intellektuellen Leistungen. Das steigert die Erkenntnisfähigkeit: »Menschen sind so intelligent, wie es ihre Gefühle zulassen.« (ebd., S. 117, Übersetzung HPW)

Wie lebt man weiter angesichts des nahenden Todes? Diese Frage stellt sich die Autorin bei der Erinnerung an den letzten Lebensabschnitt ihres Bruders Maarten (ebd., S. 82 ff). Der Darmkrebs ließ ihm nur noch ein Jahr. Als erstes taucht frühe Erinnerung auf, gemeinsames Spielen, er mit seinem Bären, sie mit ihrem Affen. Dann die Magie bei der Entwicklung der Fotos in seiner Dunkelkammer, die besonderen Augenblicke Kairos. Schließlich das letzte Jahr. Seine große Willenskraft und Lebenslust können dem Wüten der Krankheit körperlich nicht standhalten. Sein physischer und sozialer Bewegungsraum schrumpft, jedoch weitet sich sein geistiger und emotionaler Spielraum. Erstarrungen verschwinden, er öffnet sich für viele gute Dinge, für eine neue Liebe. Doch auch seine Ex-Frau, von der er schon lange geschieden war, sorgt mit großer Zuwendung für ihren früheren Mann – eine Scheidungsbeziehung, die besser war als manche Ehe. Und dann die vielen intensiven Gespräche mit der Schwester Christien, die darüber Buch führt. Sie haben viel gesprochen und viel geschwiegen; die Bäume an der Gracht betrachtet, den Einfall des Lichts; über die gönnende Liebe und die missgünstige Variante, die fördernde entgegen der erdrückenden Form; über die grundlegenden Dinge des Lebens, die Liebe und den Tod. Noch nie in ihrem Leben habe sie so viel über die Liebe gesprochen, auch über Schönheit, und das mit einem Mann, der weiß, dass er nicht mehr lange zu leben hat. Sein Körper verfällt, sein Geist wird vitaler und offener; in seinen Fotos werden die Kontraste zwischen Licht und Schatten stärker, das Licht lebendiger. Sein Werk wird eigener und beseelter; eine letzte Blüte, bevor der Verfall obsiegt.

Im selben Jahr 2010 wird bei einem Freund, dem Philosophen René Gude, Krebs diagnostiziert. Diesem bleiben noch sieben Jahre, sieben fette Jahre, wie seine Frau später beim Begräbnis sagt, obwohl sie auch gezeichnet waren durch Chemotherapie, Bestrahlung, Operationen, Amputation und vieles andere Elend (ebd., S.86 ff). Hier ist jedoch die Anstrengung viel stärker darauf gerichtet, guten Mutes zu sein, sich mit vielen Freunden zu umgeben, an die Öffentlichkeit zu gehen. Als die Krankheit sich verschlimmert, nimmt die Produktivität zu und die öffentlichen Auftritte: eine Angstblüte gegen Ende, wie der Kranke selbst es nennt. In der Gegenübertragung unserer Zeugin jedoch tritt ein »gespaltenes Gefühl« auf (ebd., S. 86). Sie fühlt einerseits Bewunderung, und wenn sie auf seinem Wohnboot zu Besuch ist, fühlt sie sich aufgenommen in die positive Stimmung. Bei der Rückfahrt jedoch überkommt sie massive Niedergeschlagenheit. Sie kann die nackte Wirklichkeit in vollem Umfang erfahren, ohne ihn damit zu belasten. Das gesplante Gefühl pocht auch im Rückblick weiter. Sie erinnert sich andererseits an Augenblicke, in denen sich ein Raum auch für die schwarzen und schweren Seiten öffnete, vor allem zu Beginn der Krankheit. Kurze Momente, aber als kostbar und intim in die Seele geschrieben. Eine andere Form der Spaltung zeigt sich bei der Krebsdiagnose und schlechten Prognose eines weiteren Freundes. Doch dann bessert sich sein Zustand. Er lebt nun mit zwei Erzählungen abwechselnd, jener der medizinischen Spezialisten und jener der Tod verkündenden Dämonen, die ihn immer wieder anfallen, sein Denken besetzen und seine Gefühle beherrschen. Er entscheidet sich für die hoffnungsvollere Variante, die, mit der er leben kann, und verdrängt die andere gänzlich. Aber nachts kommen nun die Angstträume. Was sich tagsüber wegdrücken lässt, zeigt nachts sein Gesicht (ebd., S. 94 ff).

Bei ihrem Bruder hingegen war stets die Intensivierung des Lebens und das Dunkle der Todesnähe fühlbar. Alle jedoch haben, wie sie jetzt sieht, die vitale Aufgabe bewältigt, sich mit den Menschen und Stimmungen zu umgeben, die sie in der jeweiligen Phase nötig hatten. Wenn man jemandem auf diesem Weg begleiten kann, entsteht, so Christien Brinkgreves Erfahrung, eine Intensität und Intimität des Kontaktes, der Berührung und Beziehung, welche ein Leben lang bleiben. Man kann die Gestorbenen bei sich behalten. Eine Form von Nähe, die an Glück heranreicht. Hätte ihr das jemand vorausgesagt, sie hätte es nicht begreifen können (ebd., S. 90).

Verlust und Schaffung von etwas Neuem, Tod und Geburt, Natalität, Schaffenskraft.

Johann Sebastian Bach komponierte die Goldbergvariationen für seinen verstorbenen Sohn. Anderthalb Jahre schloss er sich mit dieser Musik gegen die Außenwelt ab. Solange er komponierte, konnte er seinen Sohn bei sich behalten und wurde vor Ratlosigkeit bewahrt. Aber die

Struktur, die er für das Musikstück entworfen hatte, zwang ihn zum Abschluss, den er nicht wollte. Gegen Ende verlangsamte er sein Arbeitstempo (ebd., S. 65). Diese Musik, die sie obsessiv studierte, hat Anna Enquist nach dem Tod ihrer Tochter ins Leben zurückgeführt. Die Musik, ihr auf der Struktur der Goldbergvariationen aufbauendes Buch *Contrapunt*, in dem sie ihrer Tochter Form geben und sie bei sich behalten konnte, solange der Schreibprozess währte, und ihr Enkel. Das Buch war ein Abschiedslied, und als die Frau auch davon Abschied nehmen muss, überkommt sie das Gefühl, dass Bach sie bei der Hand nimmt und durch die letzte Variation führt (ebd., S. 64 ff.). So wie später ihr kleiner Enkel sie durch die Stadt führt, sie mit seinen Augen sehen lehrt und sie ihre Todessehnsucht ablegt, um für ihren Enkel da zu sein. Sie fasst das in ein Gedicht über die wiedergeborene Stadt, in der sie selbst wiedergeboren wird. Auch Christien Brinkgreves Buch baut auf der Struktur der Goldbergvariationen auf. Auch sie schließt mit einer letzten Aria, welche den Beginn wieder aufnimmt. Ihr Ausgangs- und Endpunkt sind die schweren depressiven Schübe ihrer Mutter, die diese immer wieder plötzlich wie aus dem Leben rissen und sie ihren Kindern entzogen. Doch immer wieder kehrte die Mutter voller Lebenskraft zurück. In hohem Alter lebt sie noch immer, und auch ihre Depressionen halten sich wacker. Obwohl sie so lange mit diesem dunklen Teil ihrer selbst zusammenlebt, fühlt sich dieser nach wie vor wie ein Fremdkörper an, als ob er nicht auch zu ihr gehöre. Erst eine Generation später arbeitet ihre Tochter an der Integration der zerstörenden und der schaffenden Triebe, welche ihr so früh und schroff im Leben begegnet waren. Vielleicht deshalb konnte auch die Tochter zu ihrer eigenen Überraschung Mutter werden und Kinder als einen wesentlichen Quell von Lebenskraft begreifen – und als große Herausforderung für diese.

Die Integration von Lebens- und Todestrieben ruht vielleicht auf ihrer ursprünglichen Einheit auf. So könnten wir uns alle immer von neuem als jener erste Mensch von Albert Camus' letztem unvollendetem Roman begreifen und mit ihm die Hoffnung teilen, dass diese unbekannte Kraft, welche ihn all die Jahre, gleich wie hart die Umstände auch waren, über die Tage erhoben hatte, ihm auch, und »mit der gleichen unerschöpflichen Großzügigkeit, mit der sie ihm Gründe gegeben hatte zu leben, ihm auch Gründe geben möge ohne Revolte zu altern und zu sterben« (Camus 1994, S. 307, Übertragung HPW).

Mit der Natalität oder Geburtlichkeit ist immer auch die Neues zur Welt bringende Kreativität verbunden. In den vielen Beispielen aus Kunst und Wissenschaft, die ich in diesem Buch ins Feld führe, spielt die deutende Seite der Kreativität eine besondere Rolle. Diese Kreativität in der Wahrnehmung könnte man »als einen schöpferischen internen Prozess bezeichnen, in welchem neue Wirklichkeiten generiert werden, die Deutungspotenziale für mögliche, primär noch unerschlossene

Außenwirklichkeiten bereithalten. Und zwar dies in einer Weise, die zur Angstreduktion führt, weil letztlich damit das unerschlossene ›Unheimliche‹ reduziert werden kann«, wie es der Psychiater und Philosoph Hinderk M. Emrich ausdrückt (Emrich 2012, S. 116).

Nirgends sonst geht es so sehr um Angstreduktion und das Unheimliche wie bei allem, was an Sterblichkeit und Tod gemahnt, sei es eine innere oder äußere Wirklichkeit oder deren Wechselwirkung. Nichts wäre demnach so geeignet, eine neue Sicht auf das Leben zu eröffnen wie die lebendige Einbeziehung des Nichtlebenden und die Erkenntnis, dass man dem Tod seinen Schrecken nehmen kann.

27. Der faustische Pakt und sein Echo

Der kanadische Philosoph Charles Taylor bezeichnet den Kapitalismus als unseren faustischen Pakt:

»Die entscheidende Einsicht hatte Karl Marx bereits in den 1840er Jahren. Er sah, dass der Kapitalismus die innovativste und kreativste Wirtschaftsordnung der Menschheitsgeschichte ist und zugleich auch die zerstörerischste. Marx erkannte, dass der Kapitalismus einerseits zu ungeahnten ökonomischen Leistungen führt und andererseits dazu neigt, jede Gesellschaft, in der er sich entwickelt hat, unaufhaltsam zu untergraben und aufzulösen. (...)

Wir versuchen, der Ökonomie und der wirtschaftlichen Entwicklung durch vorausseilende Bejahung zu entkommen; wir wollen schneller sein als ›der Geist, der stets verneint‹. Dabei entgeht uns, dass gerade die unablässige Bejahung des ökonomischen Fortschritts vielleicht die verheerendste Verneinung von allen ist« (Taylor 2005).

Jedenfalls gilt das, wenn man sich der herrschenden, zumeist noch unausgesprochenen Definition von ökonomischem Fortschritt als immer weniger kontrollierter, tendenziell durchdrehender Kapitalakkumulation fügt. Für diese unförmig wuchernde Kapitalform steht weiter die Warnung von Marx vor der Herrschaft der im Kapital akkumulierten toten Arbeit über die lebendige Arbeit im Raum. In der ohne politische und soziale Einhegung und Zivilisierung drohenden kapitalistischen Kernschmelze wird auch Marx' übertünchtes Menetekel an der Wand, das vom Kapitalismus als seinem eigenen Totengräber, wieder lesbar.

Eine kommunistische partei- und staatskapitalistische Diktatur mit Bereicherung der politischen Eliten wie in China wird diese Kontrolle mangels Gewaltenteilung und pluralistischer Vielfalt in einem rechtsstaatlichen Ordnungsrahmen ebenfalls nicht längerfristig leisten können, es sei denn sie findet im Erbe der chinesischen Zivilisation wirksame Gegengifte, die als funktionale Äquivalente der aufklärerischen Tradition